

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 1

Artikel: Das Schweizerische Landesmuseum
Autor: Lehmann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Von H. Lehmann, Zürich.

I.

Noch vor Ablauf des vergangenen Jahres fasste der Bundesrat den Beschluss, die Gründungsfeier für das Schweizerische Landesmuseum auf den 25. Juni 1898 festzusezen. Nur wenige Monate trennen uns von diesem in der Geschichte unseres Landes höchst bedeutungsvollen Akte, welcher der Opferfreudigkeit unseres Volkes für ideale Zwecke und vor allem dem der Stadt Zürich ein glänzendes Zeugnis ausstellen wird. Leider war es dem Begründer dieses nationalen Werkes nicht vergönnt, den herrlichen Baum wachsen und Früchte tragen zu sehen, zu welchem er im Jahre 1883 mit starker Hand das schwache Keis gesteckt hatte. Am 17. Oktober 1888 erlag das thatenreiche Leben Professor Salomon Bögelins in Zürich einem langen Leiden, nachdem ihm ein herbes Schicksal wenigstens noch vergönnt hatte, die Verwirklichung seines Projektes in sicherer Zukunft zu wissen. Aber noch brannte der Wettkampf der Städte um den Sitz des neuen Institutes. Wenn Zürich als Siegerin aus diesem Streite hervorging, so wird es heute wohl selbst von Denen dazu beglückwünscht, die ehemals seine Gegner waren. Denn nur eine Stadt von der Leistungsfähigkeit dieses aufblühenden Gemeindewesens war imstande, die Mittel aufzubringen, deren es bedurfte, um dieser neuen Schöpfung ein ihrer Bedeutung würdiges Heim zu schaffen. Und Zürich that mehr als das. Es schenkte nicht nur der Eidgenossenschaft den imposanten Gebäudekomplex, sondern füllte ihn zum großen Teile mit Sammlungen, die es möglich machen, das neue Museum vom ersten Tage an in einer Vollkommenheit zu zeigen, welche es unter die ersten derartigen Institute Europas einreicht.

Die Redaktion der „Schweiz“ glaubt darum einem Wunsche ihrer Leser nachzukommen, wenn sie ihnen diese in ihrer Art bis jetzt einzige dastehende Anstalt in Bild und Wort vorführt, um ihnen dadurch das Verständnis für die Anlage im Ganzen wie im Einzelnen zu erleichtern, und denen, welchen es nicht vergönnt ist, durch persönliche Besuche sich an all' den schönen und interessanten Räumen und den darin aufgespeicherten Schätzen zu ergößen, wenigstens einen Begriff davon zu geben. Leider gestatteten die Umstände nicht, diese Beschreibung auf der streng chronologischen Anlage der Sammlungsräume aufzubauen, da das Illustrationsmaterial sich nach der gegenwärtig durch die Installationsarbeiten erschwerten Möglichkeit photographischer Aufnahmen zu richten hatte. Trotzdem hofft sie, daß dieser zwanglosen Artikelerie einiges Interesse nicht versagt werde und benutzt diesen Anlaß, um der Direktion des Landesmuseums für die gütige Erlaubnis zu den photographischen Aufnahmen der Interieurs den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Die Redaktion.

Thorberg.

Effenthal.

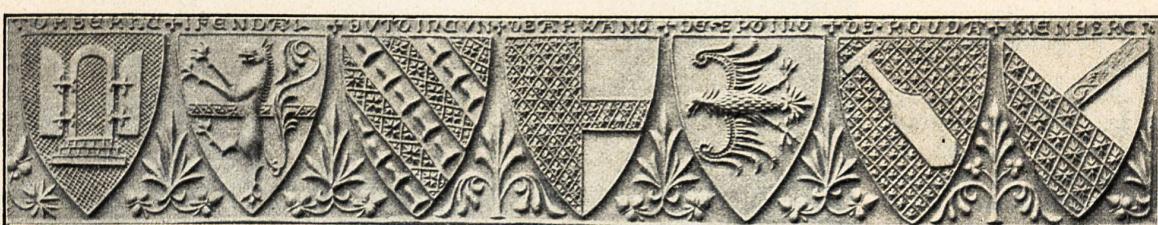
Büttikon.

Norwangen.

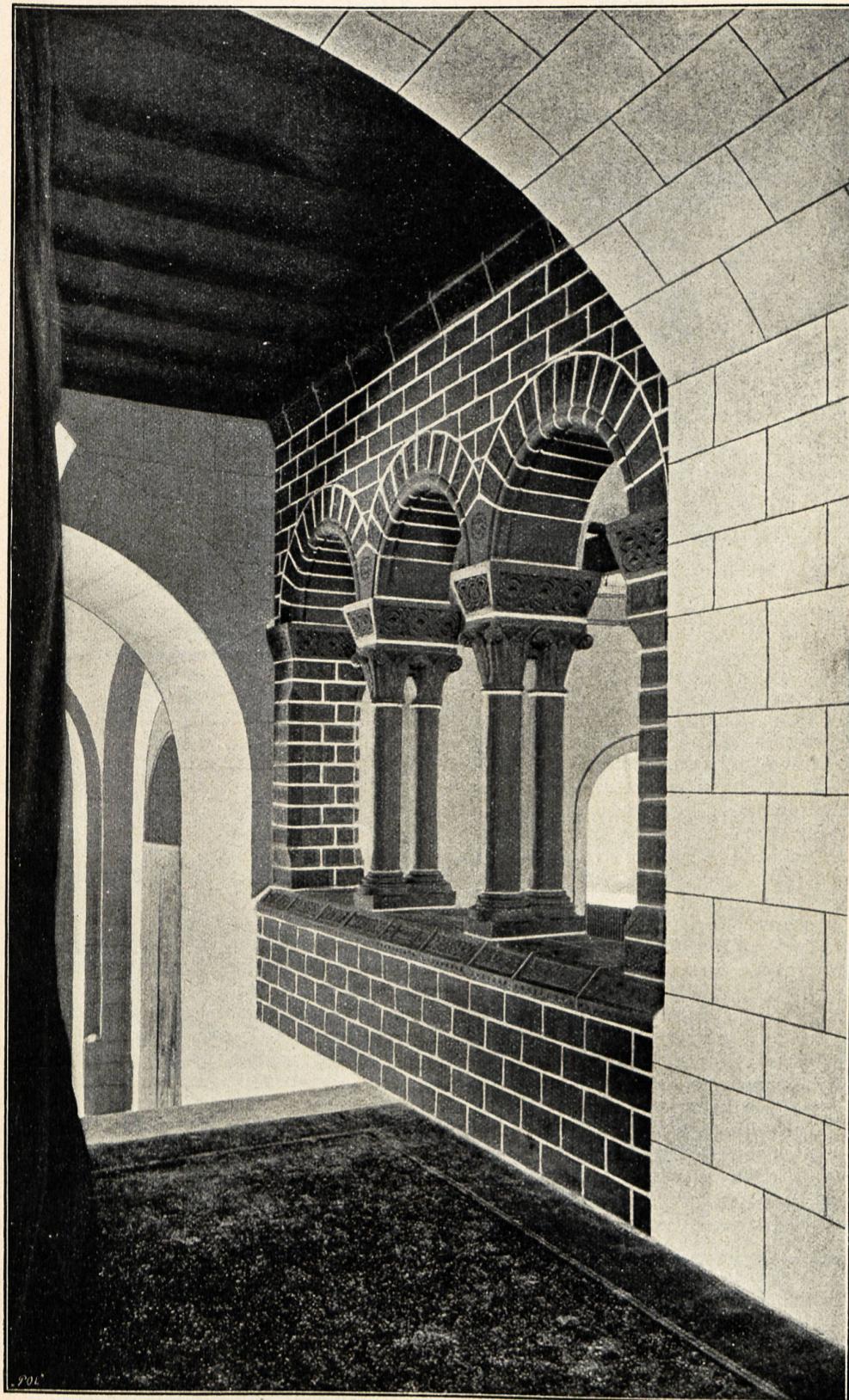
Eptingen.

Rub.

Kienberg.



Wappensries auf einem St. Urban-Baustein.



Schweizerisches Landesmuseum. Architektur aus St. Urban-Bausteinen.

Galtwil.



Müegg.



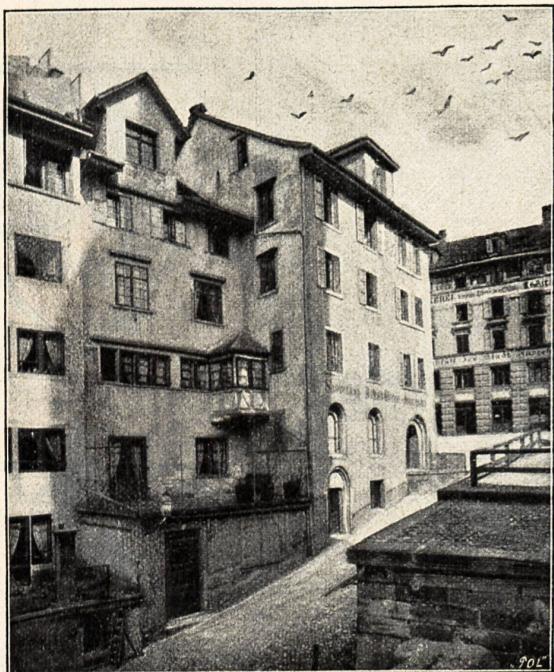
Manesse.



Bonstetten.



Wappenschilder
von der Decke des Hauses „zum Loch“
(Siehe Abb. S. 15).



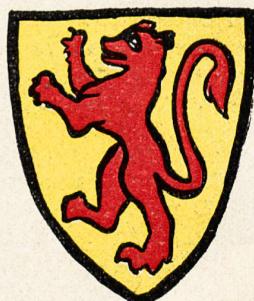
Das Haus „zum Loch“ in Zürich. (Vergl. Abb. auf S. 15).

von Österreich und Ungarn, datiert 1438, aus der Kirche von Gädistorf im Kanton Aargau unsere Aufmerksamkeit, weil es den Beweis liefert, daß dieses Gotteshauses Fenster einstmals in ähnlichem Farben glanze strahlten, wie die benachbarten von Königssfelden und Stauffberg. Die Decke dieses Raumes bietet uns eine Kopie der ältesten monumentalen Bibelsillustration, welche unser Land aufzuweisen hat. Das Original aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts zierte das alte Kirchlein von Zillis unweit Andeer an der Splügenstraße, welches schon seit dem Jahre 940 der Bischof von Chur Eigen war. Dieses Kunstwerk hat bereits 1872 durch die kundige Feder Prof. Rahns in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich und jüngst wieder in den Publikationen der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler eine so gründliche Besprechung und gelungene bildliche Reproduktion erfahren, daß wir an dieser Stelle füglich darauf verzichten können. Erwähnt nur mag werden, daß anlässlich der an Ort und Stelle für das Landesmuseum ausgeführten Kopie ein großer Mäanderfries entdeckt wurde, von dem nun eine Wand dieses Gelässes ebenfalls eine genaue Kopie bietet. Ein würdiger Zeuge des alten Zürich ist die Glocke aus St. Peter, welche uns erzählt, daß sie im Jahre 1294 gegossen worden sei.

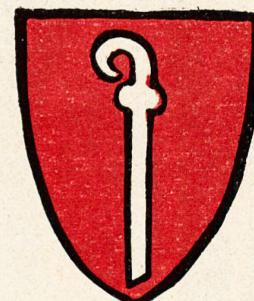
Römisches Reich.



Habsburg.



Bistum Eichstätt.

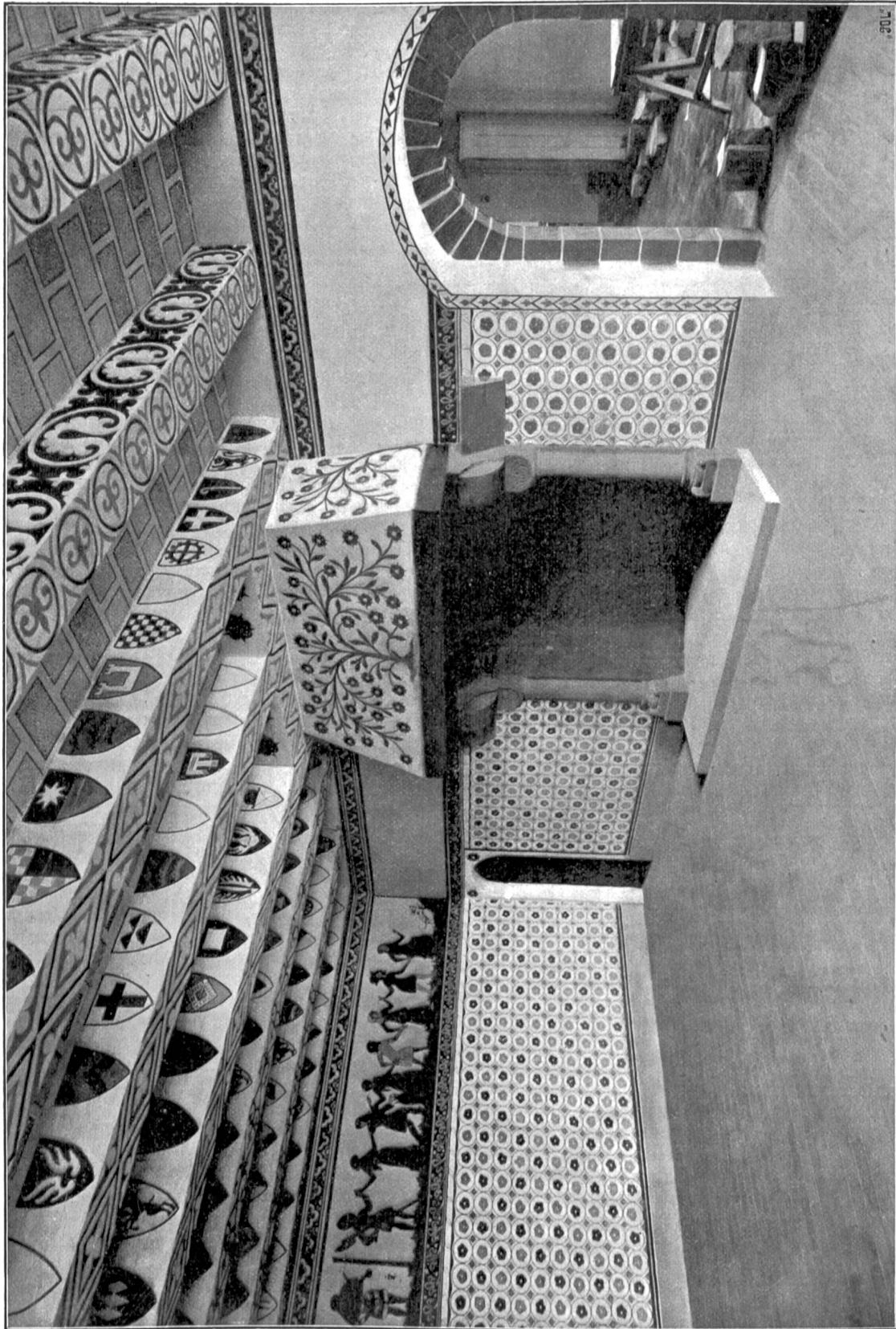


Mit drei Bogenstellungen, welche ihre einfachen dekorativen Motive dem alten Kirchenportale in Kaiserstuhl entlehnten, öffnet sich gegen diesen Raum eine etwas höher gelegene Loggia, aus deren Hintergrunde dunkelrote Fenster- und Thüreinfassungen hervorleuchten. Ihren Eingang hat sie vom Treppenhause zum ersten Stockwerke her, wohin uns der Leser folgen mag. Ein Korridor, durch eine kurze Treppe unterbrochen, wird beidseitig eingefaßt durch Reproduktionen von Baugliedern aus sogenannten St. Urbanbacksteinen (siehe Abbildungen). Eine längst vergessene, hochentwickelte Technik feiert darin eine glanzvolle Wiedergeburt und verzeigt den Besucher in eine völlig unbekannte Welt.

Schon seit einigen Jahrzehnten wurde das Interesse der Altsteinforschung auf Backsteinfragmente gelenkt, deren in wunderbarer Feinheit ausgeführte, ornamentale Verzierungen als Zeitpunkt ihrer Entstehung das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts annehmen ließen. Besonders häufig fanden sich dieselben in den Mauern des ehemaligen Esterzienser-Klosters St. Urban (St. Luzern) und in der etwa zwei Stunden weit davon entfernt liegenden Stadt Bofingen, welche mit der ehemaligen Abtei enge Beziehungen verknüpften, und wo diese ihren eigenen Hof besaß. Aber auch in einzelnen Kirchen der Umgebung und den Ruinen ehemaliger Burgen traten sie mehr oder weniger häufig zu Tage, so daß die Vermutung nahe lag, es habe von einer großen Thonbrennerei aus der Vertrieb an diese Orte stattgefunden, während andere, ebenso nahe gelegene, vollständig davon unberührt blieben. Weitere Nachforschungen ergaben sodann, daß alle diese Fundstellen in bestimmt nachweisbaren Beziehungen zu St. Urban standen, und führten dadurch zu dem gerechtfertigten Schluß, es sei die Abtei das Zentrum dieser



Fries von einem St. Urban-Backstein.



«Edmundzürcherisches Landesmuseum. Zimmer aus dem «Haus zum Lööf» in Zürich. In den Deckenhälften Blätter, von denen einige Proben in den Terti eingefürt sind.



dige Ausstellung der Produkte eines so interessanten Kunsthändleres einen besondern Raum in Aussicht nahmen. Da man damit allein aber ein richtiges Verständnis zu ihrer Würdigung beim Publikum nicht voraussetzen durfte, brach sich der glückliche Gedanke Bahn, durch Reproduktionen einzelner Bauglieder die vergangene Pracht neu erstehen zu lassen. So entstanden, nachdem große Schwierigkeiten glücklich überwunden waren, unter der Leitung von Herrn Dr. J. Zemp die prächtigen Arkaden über den gekuppelten Säulen (siehe Abbild.), die

Thürgerichte und reizenden Fensterchen, deren ornamentaler Schmuck das Entzücken kunstfinner Besucher erregt (vergl. die Kopf- und Fußleisten). „Got geschoof an menschen rat tire, vogel, vijh in menchen wat (kleid)“ heißt eine in gotischen Majuskeln eingearbeitete Inschrift. Und gewiß, in mancherlei Gestalt erscheinen die Wesen, welche hier dazu bestimmt sind, die tote Materie zu beleben. Sie vermehren sogar die Schöpfungen Gottes durch Gebilde, welche noch keines Menschen Auge erblickte, wobei natürlich die von der mittelalterlichen Symbolik geschaffenen Wesen, wie der Pelikan, der Basilisk, die Meerweibchen und andere nicht fehlen. Auch die Geschichte vom Wolf im Mönchskleide, der einem Klosterschüler das A B C doziert, während dieser sehnsüchtig einem Lamm nachschaut, fehlt nicht. Und mit diesen figürlichen Darstellungen wechseln die reizvollsten Ornamente und Wappendarstellungen.

Als im Sommer 1895 in Bero-Münster, Kanton Luzern, die nahe bei der Stiftskirche gelegene St. Galluskapelle renoviert wurde, traten ähnliche Backsteinkonstruktionen des 13. Jahrhunderts zu Tage, die aber nach ihrem ornamentalen Charakter eine für sich bestehende Gruppe bilden. Auch sie wurden als Geschenke der Sammlung des Landesmuseums überlassen, gerade rechtzeitig genug, um durch ähnliche Rekonstruktionen heute ein vollständiges Bild dieser, wenn auch etwas weniger vielseitigen, dennoch hochinteressanten Technik zu bieten.

Einen besondern Reiz erhält außerdem dieser Raum

H. Lehmann: Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich.

hochentwickelten Terrakottafabrikation gewesen*). Seit dem Jahre 1893 gelangte das Schweizerische Landesmuseum durch Geschenke der Regierung des Kantons Luzern, sowie verschiedener Gönnner in Zofingen und andern Orten in den Besitz einer höchst wertvollen Sammlung dieser Backsteine, so daß die leitenden Museumsorgane für die wür-

Homberg.



durch das vermutlich älteste Glasgemälde unseres Landes, eine thronende Madonna mit dem Christuskind aus der Kirche St. Jakob in Flums vom Anfang des 13. Jahrhunderts, das noch ganz in den strengen, fast herben Formen des romanischen Stils gezeichnet ist. Ihm zur Seite prangt in der altertümlichen Verglasung des Fensters ein Glasgemäldefragment mit S. Vincenz, verehrt von zwei betenden Donatoren, einem Geistlichen und dem Ritter Johannes von Belmont, das einst den Kirchenchor zu Pleif im Kanton Graubünden schmückte und dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehört. Darüber thront in einem Medaillon ein segnender Christus, dessen Zeichnung und Technik ihm als Entstehungszeit die Wende des 13. Jahrhunderts anweisen. Die Decke dieses Raumes, mit Rankenwerk in Temperafarben belebt, hatte ihre Heimat im Kapitelsaal des ehemaligen Esterzienserklosters Kappel am Albis und wurde gerade noch früh genug erstellt, um Zeuge von den großen Umwälzungen zu sein, welche sich am Anfang des 16. Jahrhunderts vollzogen und auch ihren Besteller veranlaßten, Inful und Pedum niederzulegen. Etwa älter (1497) sind die flachgeschnittenen, spätgotischen Friese an der Decke der Loggia, einstmalige Zierden eines Durchgangs im genannten Kloster.

Im folgenden Raum wurde der Versuch gewagt, den Charakter eines vornehmen Interieurs aus dem frühesten Mittelalter wiederzugeben, nicht, wie es die Phantasie von Theatermalern hinzaubert, sondern so, wie erhalten gebliebene Überreste davon zeugen. Diesem Vorhaben kam ein besonders günstiger Umstand zu statten.

Unter den alten Wohngebäuden Zürichs zeichnete sich von jeher das Haus „zum Loch“ an der oberen Ecke der Römergasse durch

die reiche romanische Fensterarchitektur aus. Verschiedene Umstände lassen als dessen Entstehungszeit das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts annehmen. In seinen oberen Stockwerken bei dem so genannten Wackerbold'schen Brände vom Jahre 1280 zerstört, wurde es kurze Zeit darauf wieder restauriert. Aber erst um das Jahr 1306

entstand der Saal, dessen im Jahre 1861 zerstörter, dekorativer Schmuck, bestehend in einer mit heraldischen Malereien geschmückten Decke, durch die Umicht der Herren Prof. Dr. N. Rahn und Dr. Zeller-Werdmüller in getreuen Pausen und Skizzen größtenteils erhalten blieb und dadurch eine selbst wissenschaftlichen Ansprüchen vollkommen genügende Rekonstruktion im Landesmuseum möglich mache.

Besitzerin dieses Hauses war urkundlich schon um das Jahr 1230 die ritterliche Fa-

* Wir verweisen auf die erschöpfende Abhandlung über diese Kunstwerke, welche Dr. J. Zemp in der Zeitschrift zur Eröffnung des Landesmuseums geben wird.



milie der Wizzo, welche es, als Amtsleute der Herzoge von Zähringen, den vermutlichen Erbauern, nach deren Aussterben als Eigentum empfing und ununterbrochen bewohnte, bis es im Jahre 1350 der Rat von Zürich konfisierte, nachdem Ritter Wizzo Wiz in der berüchtigten Mordnacht vom 23. Februar auf Seite der Verschwörer gefallen war.

Den Ansprüchen, welche schon 200 Jahre später an die Wohnlichkeit der Gemächer vornehmer Leute gestellt wurden, und von der uns die gotischen Zimmer aus der ehemaligen Fraumünsterabtei in Zürich einen hohen Begriff geben werden, vermochte dieser Raum kaum zu genügen. Neun roh gezimmerne Balken trugen die Decke. Ihr Schmuck, der ursprünglich in gegen 200 Wappen und einigen Ornamenstreifen bestand, die von geübter, aber flüchtiger Hand in Leimfarben hingeworfen waren, steht zu den feinen Erzeugnissen auf den Backsteinen, wie sie uns der vorgelagerte Raum bot, in grellem Gegensatz. Aber dennoch entzückt unser Auge dieses muntere Spiel der Farben, die Sorglosigkeit, welche des Malers Hand führte und die Einfachheit der Mittel, womit er seinen Zweck erreichte. Denn so künstlerisch auch die derben Striche sind, welche die heraldischen Bilder umrahmen, so genügen sie doch vollkommen, um verständlich zu sein, und wir empfinden durchaus kein Bedürfnis nach weiteren Zuthaten. Dass seine Werke zu einem heraldischen Denkmalen ersten Ranges werden würden, hat der biedere Maler wohl kaum geahnt. Aber in der Wüste ist die Distel die Königin der Blumen, und da mit Ausnahme eines Manuskriptes des Sachsenpiegels aus dem 13. Jahrhunderte, welches 15 Wappen enthält, keine frühere Sammlung auf uns kam, so lässt sich das Interesse erklären, welches die hervorragendsten Heraldiker diesen Deckenmalereien, von denen eine Anzahl Vertreter in farbigen Reproduktionen als getreue Kopien dem Texte eingestreut sind, seit ihrem Bekanntwerden entgegenbrachten.

Die Sprache, welche diese ehrwürdigen Zeugen längst vergangener Jahrhunderte zu uns reden, hat ihnen Dr. Beller-Werdmüller sehr fein abgelauscht, um daraus die genauere Zeit ihrer Entstehung zu bestimmen: Der vierte Balken zeigt neben dem Wappen des Reichs und dem habsburgischen Löwen den Krummstab des Bistums Eichstätt. Da die übrigen Wappen beinahe ausschließlich zürcherischen Rittern und ritterbürtigen Geschlechtern in und um die Stadt, im Thurgau, Aargau und Nidati, Dienstleuten des Abts von St. Gallen, sowie Freiherren und Grafen aus der gegenwärtigen Schweiz und Süddeutschland und endlich einigen fabelhaften Herrschern und hohen Dynasten angehören, müsste dieses vereinzelte Hochstiftswappen aus Mittelfranken sehr befremden, wenn nicht Johann, 1301—1307 Propst des Chorherrenstiftes am Grossmünster, der Freund und Kanzler König Albrechts, im Anfang des Jahres 1305 zum Bischofe von Eichstätt gewählt worden wäre, einer Würde, die er schon Ende 1306 mit dem Bistum Straßburg vertauschte. Da nun Albrecht mit großem Gefolge den Karlstag des genannten Jahres in Zürichs Mauern feierte, bei welchem Anlaufe der hohe und niedere Adel der Umgebung herbeiströmte, ist es naheliegend, zu vermuten, es habe unsere Wappendecke kurz vorher ihre Geburtsstunde gefeiert, womit der Hausherr seinen Gästen eine



Lenz. Originalzeichnung von Hardmeyer, Klüschnacht.

sinnige Aufmerksamkeit erwies. Schon 2 Jahre später starb der ermordete König in den Armen seines Kanzlers bei Brugg; ihm folgte am 15. November 1513 auch Ritter Wizzo im Kampfe um die Interessen des habsburgischen Hauses am Morgarten.

Außer den Wappenmalereien und genauen Raumverhältnissen sind dem alten Rittersaal auch die Maße des Kamins und wenigstens teilweise die Basen der kleinen Säulen mit diesen selbst entlehnt, während die Motive zu der Dekoration des Rauchfanges die manefische Handschrift lieferte.

Von besonderem kulturgechichtlichem Interesse ist der Figurenfries an der Rückwand. Das Original entdeckte im Jahre 1849 A. Ernst in Winterthur in seinem Hause „Zum Grundstein“, und nach einer genauen Kopie dieses Freskogemäldes wurde diejenige im Landesmuseum ausgeführt. Die „Geschichte vom Veilchen“, welche uns darauf erzählt wird, bedarf der historischen Erläuterung, worin zugleich die Rechtfertigung ihrer Wiederholung an diesem Orte liegt. Denn im Gegensatz zu dem poetischen Hauche, welcher aus Götches „Veilchen“ duftet, endet dieses Frühlingslied, das dem bekannten österreichischen Minnesänger und Gründer der berben höfischen Dorfpoesie, Neidhart von Reuenthal, zugeschrieben wird, so naturalistisch, daß es Moritz Haupt nicht einmal einer Aufnahme unter die unächten Lieder dieses Dichters würdigte, und Anastasius Grün, der uns dessen Inhalt in seiner Dichtung „Der Pfaff vom Kahlenberg“ wiedererzählt, kann nur mit seinem feinen poetischen Bartgefühl, dessen unrein ausklingende Akkorde mildern. Um se größereres Wohlgefallen fand das an eine kräftigere Sprache gewohnte Mittelalter daran. Dies geht nicht nur aus der Thatsache hervor, daß man in Winterthur keinen Anstoß daran nahm, mit der Darstellung seines Inhalts einen Wohraum zu zieren, sondern schon aus dem Umstände, daß es in unserer Gegend überhaupt bekannt war. Einer so großen Verbreitung mag die im 14. Jahrhunderte um sich greifende Spottlust der bürgerlichen Kreise gegen die höfischen Sitten nicht wenig Vorschub geleistet haben.

Seit den Zwanzigerjahren des 14. Jahrhunderts war Neidhart bereits ein bekannter Dichter. Da aber das vorliegende Lied sehr wahrscheinlich zu den Erzeugnissen gehört, welche später auf seinen Namen hin verbreitet wurden, als sich bereits ein Sagenkranz um dessen Person gewoben hatte, werden wir die Entstehungszeit des Bildes besser in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts verlegen. Etwa 100 Jahre später erschien das Lied mit andern vereinigt und erweitert in einem illustrierten Drucke, bekannt unter dem Namen „Neidhart Fuchs“, und erfreute sich mit jenen als beliebte Sammlung von berben Schwänken noch lange eines zahlreichen

Leserkreises, wie dies spätere Ausgaben des 16. Jahrhunderts vermuten lassen. (Neu herausgegeben als „Narrenbuch“ von Felix Bobertag in Kürschners deutsch. Nat.-Litt. Bd. 11, S. 141.) In poetisch veredeltem Gewande reichte es Anastasius Grün im Jahre 1849 seiner Dichtung „Der Pfaff vom Kahlenberg“ ein. Und nun sein Inhalt: Frühling ist geworden, nachdem der kalte Winter Urlaub genommen hat. Alles freut sich der wiedererwachten Natur, als deren Grüße auf dem Anger die zarten Blumen sprühen. Auch der Dichter beeilt sich, um seine verehrte Dame mit dem ersten Veilchen zu beglücken. Bald lacht ihm ein solches aus dem grünen Nasen entgegen. Er deckt seinen Hut darüber und eilt hinauf zur Burg, seiner Geliebten die frohe Kunde zu bringen. Denn ihr selbst soll das Vergnügen zuteil werden, das erste Veilchen zu pflücken. Mit Fiedlern und Pfeifern folgt seiner Einladung eine fröhliche Gesellschaft von Damen und Herren, um auf dem Anger den Frühlingsreigen zu tanzen, den der Dichter mit seiner Dame, der Herzogin von Baiern, anführt. Um der Freude die Krone aufzusetzen, fordert Neidhart sie auf, den Hut zu heben. Aber jetzt naht das Verhängnis. Böse Bauern haben des Dichters Absicht erraten und während seiner Abwesenheit beschlossen, ihm die Freude gründlich zu vergällen. Entsetzt wendet die edle Frau ihren Blick weg, denn sie findet „was sich nicht singen und sagen läßt.“ Diesen Moment hat uns der Maler in der naiven Darstellungsweise seiner Zeit vorgeführt mit der taktvollen Abweichung, daß Neidhart selbst den unglückseligen Hut lüftet.

Als ernsten Gegensatz zu dieser derb komischen Bildnerei zierte die anstoßende Wandfläche ein Originalbild vom Jahre 1434 mit einer Reihe anständig betender Ritter, Mitgliedern des Hauses Eschenbach-Schnabelburg, worin die Mönche des ehemaligen Eisterzienserklösters Cappel den Gründern und Wohlthätern ihrer Abtei ein ehrenvolles Andenken in ihrer Klosterkirche gestiftet hatten. Leider blieb das Bild nicht verschont von späteren Überarbeitungen. Der ornamentale Schmuck der untern Wandflächen, dessen Entstehungszeit in die Wende des 13. Jahrhunderts fällt, wurde der Kapelle des Schlosses zu Burgdorf entlehnt; die einrahmenden Friese und Malereien in den Fensternischen sind Kopien aus der St. Gallus-Kapelle von Oberstammheim aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts, welche Dr. Durrer in Stans letztes Jahr entdeckte, während die romanischen Fenstereinfassungen aus dem Hause zur hl. Katharina in Zürich stammen.

Der romanischen Abteilung gehört nach ihrem Stile auch die Krypta an, welche wir in Verbindung mit den Arbeiten aus Edelmetallen, zu deren Aufnahme sie bestimmt ist, den Lesern später vorzuführen gedenken.

Liebeszeit.

Seine wilden Winterlocken.
Schüttelt laniisch der April,
Froschkalt wirbeln weiße Flocken
Durch die Luft — ein nasses Spiel.

Sieh, die grüne Erde schaudert
Ob des Alten schnödem Gruß,
Und die Fliederknospe zaundert,
Ob sie sich enthüllen muß.

Mitten in dem Schneegeschmolze,
Sieghaft, süß, bei allem Leid! —
O du hohe, hoffnungstolle,
O du tapf're Liebeszeit.

Horch, da singt vom Tannenwipfel
Durch sein Werb- und Herrschgebiet,
Meines Parkes Trauerwipfel,
Umselmann sein Liebeslied....

Adolf Vöglin, Basel.